



TORSTEN HARMSEN

NAZI UND KOMMUNIST

ZWEI DEUTSCHE LEBEN



BeBra Verlag

Torsten Harmsen

Nazi und Kommunist

Zwei deutsche Leben

BeBra Verlag

»Wenn er in letzter Zeit ... einen wirklich bösen Menschen beschreiben musste, so stellte er ihn als Kommunisten oder Nazi dar – als jemanden, der sich seiner menschlichen Eigenschaften bewusst entledigt hatte.«

Leslie Poles Hartley, W. S.

Inhalt

Zwei Geschichten – und warum es sie überhaupt gibt.....	8
Otto erlebt das Kriegsende, schießt zum ersten Mal seine Pistole ab und hört eine seltsame Bitte, die er ablehnen muss.....	12
Herta wird aus einer Arztpraxis zum Verhör beim russischen Kommandanten geholt und gleich dabehalten	15
Otto wächst als Junge in Hamburg auf und gerät als Jugendlicher in ziemlich aufmüpfige Kreise	19
Herta erlebt ihre Kindheit in Berlin, mitten in einer kleinbürgerlichen Welt voller Vorurteile	26
Otto steigt in Hamburg auf die Barrikaden und muss danach zum ersten Mal in seinem Leben flüchten	38
Herta zieht in die Natur, hält sich für besser als andere Leute und verliebt sich zum ersten Mal	54
Otto taucht in Berlin bei einer Familie unter und beteiligt sich an Aktionen, die er eigentlich unterlassen sollte	59
Herta beendet die Schule, begegnet in Berlin beim Biologiestudium berühmten Leuten und verliebt sich gleich mehrfach	67
Otto agitiert mit den Nietern gegen das bürgerliche System, macht kommunistische Kunst und lernt ein neues Mädchen kennen	78
Herta macht Bekanntschaft mit dem Nationalsozialismus und lässt sich von völkischen Ideologien begeistern.....	81
Otto erlebt den Niedergang der Republik und die ersten Schritte der Nationalsozialisten zur Macht.....	85

Herta wird davon überrascht, dass Hitler Reichskanzler geworden ist, und läuft vor Freude Bögen auf dem Eis	91
Otto leistet Widerstand gegen die Nazis und macht zum ersten Mal Bekanntschaft mit der Gestapo	99
Herta unterrichtet Schülerinnen und glaubt, dass die »Rassenseelenkunde« eine edle Seite des Nationalsozialismus ist	109
Otto versucht das Gefängnis zu überstehen und begegnet nach seiner Haft einer Reihe von interessanten Menschen	117
Herta erlebt den Krieg als Aufbruch ins »ungeheure Wagnis« und glaubt, dass die ganze Geschichte bald vorbei ist	126
Otto trifft aus dem Konzentrationslager Entlassene und begibt sich sehenden Auges in eine sehr große Gefahr.....	134
Herta hört böse Gerüchte, die sie bezweifelt, und denkt darüber nach, was ein »guter« Nationalsozialist ist	145
Otto wird von der Gestapo gequält und hat sehr schlechte Aussichten, der Situation lebendig zu entkommen	150
Herta bildet mit großem Einsatz junge Lehrerinnen für die eroberten Ostgebiete aus und übersieht dabei Wesentliches	163
Otto begibt sich auf eine lange Flucht durch Deutschland und sucht nach Wegen, der Verfolgung zu entrinnen	169
Herta spürt den Krieg näher kommen, sieht in Berlin Schreckliches, begreift aber noch lange nichts	178
Otto schlägt sich nach Norden durch und weiß, dass er nur mithilfe mutiger Leute überleben kann	181
Herta wird am Herzen krank und erlebt in ihrem kleinen Städtchen im Osten die Vorboten des Zusammenbruchs.....	189

Otto fährt nach Norden, um mit einem Schiff nach Schweden zu fliehen, und hat eine seltsame Weihnachtsbegegnung	194
Herta versucht einfach wie gewohnt weiterzumachen und gerät mitten in eine der letzten großen Schlachten des Krieges	199
Otto schlägt sich in den letzten Wochen des Krieges gemeinsam mit Freunden durch	210
Herta versucht einen Neuanfang, muss dann aber als Gefangene ihren Weg durch sowjetische Speziallager antreten	214
Wie es weiterging und wie Otto und Herta in der DDR am Ende auf dieselbe Seite gerieten.....	229
Versuch einer Einschätzung und was das alles mit einem Jungen aus der DDR zu tun hat	233

Zwei Geschichten – und warum es sie überhaupt gibt

Woher kommen Nazis, woher kommen Kommunisten? Wie erlebten Menschen die Nazizeit – aus der Sicht der Täter und Mitläufer, aus der Sicht des Widerstands? Welche Ideologien und Weltbilder standen hinter dem, was passierte? Gibt es »Gut« und »Böse« in der Geschichte? Wer das wissen will, der sollte die Erinnerungen dieser beiden Zeitzeugen lesen. Sie erzählen ihre Erlebnisse so, als wäre alles gerade erst passiert. Man geht mit ihnen durch die Jahre und ist gefangen in zwei Welten – mal in der einen, dann wieder in der anderen. Denn die beiden Erzähler stammen aus extrem gegensätzlichen, verfeindeten Lagern. Herta war Nationalsozialistin. Und Otto war Kommunist.

Doch wie ist dieses Buch eigentlich entstanden? Es ist mehr als vier Jahrzehnte her, dass ich Otto kennenlernte. Es war auf einer dieser Veranstaltungen Anfang der 1980er-Jahre in der DDR, in denen man jungen Leuten lebende Denkmäler vorstellte – Kommunisten, die einst gegen die Nazis gekämpft hatten. Otto Gröllmann, 1902 geboren, war einer von ihnen. Aber er wirkte überhaupt nicht wie ein Denkmal. Er war ein sehr lebendiger Mann mit weißem Haarschopf, vorne zum Pony geschnitten, wie bei einem kleinen Jungen. Und er erzählte ohne Pathos von seiner Vergangenheit. Die Leute in der Jugendgruppe, mit der ich gekommen war, mussten oft lachen, so trocken und witzig war er.

Hinterher ging ich zu ihm. Ich war gerade zwanzig Jahre alt, und ich wollte mehr von ihm wissen. Wir verabredeten uns. Ich fuhr in seine Wohnung im 17. Stock eines Hochhauses an der Berliner Janowitzbrücke. Otto sprach stundenlang über sein Leben. Ich nahm alles mit dem Recorder auf, schrieb es ab, sammelte es in dicken

Mappen und wollte irgendwann einmal ein Buch daraus machen. Grünes Licht hatte ich. Manche seiner Freunde sagten schon, wenn sie mich sahen: »Da kommt Ottos Biograf.«

Doch die Jahre vergingen. Ich beendete mein Studium, begann als Journalist bei einer Zeitung und hatte es immer noch nicht geschafft, die Geschichte Ottos aufzuschreiben. Sie war sehr spannend, ohne Zweifel. Aber sie warf in der Endzeit der DDR auch sehr viele Fragen auf, die ich nicht beantworten konnte. Ich traf mich dennoch weiter mit ihm. Der kleine, agile Mann, fast so alt wie das Jahrhundert, hatte noch immer das Temperament des jungen Rebellen von einst. Im letzten Jahr der DDR lief er nachts wieder durch die Straßen seiner Gegend und klebte heimlich Zettel an die Wände, fast so wie 1933, in der Nazizeit. Dieses Mal jedoch ging es gegen die eigenen Genossen, die »alten Betonköpfe« um Honecker an der Spitze der DDR, die die große Idee des Kommunismus zerstört hatten, wie er meinte. Honecker war übrigens zehn Jahre jünger als Otto.

Man sah Otto mit Kutte und Baskenmütze auch bei den großen Demos jener Zeit. Diese sollte irgendwann »Friedliche Revolution« heißen. Doch Otto hoffte auf etwas anderes als das, was später kommen sollte. Er wollte eine echte Revolution, bei der endlich einmal alles richtig gemacht werden sollte. Vom Westen wollte er nichts wissen. Er war mit 87 Jahren noch immer ein Träumer, der die große allgemeine Gerechtigkeit ersehnte.

Die Mauer fiel, die alte Herrschaft bröckelte, die DDR befand sich in ihrem letzten Jahr, alle Zeichen standen auf Vereinigung mit dem Westen. In dieser Zeit erreichte mich in der Zeitung der Brief einer Frau, die fast genauso alt war wie Otto. Sie hieß Herta Kretschmer, wurde 1903 geboren und war eine streng blickende weißhaarige Frau mit Brille. Genau das Gegenteil von Otto. Sie sei einst eine Nationalsozialistin gewesen, schrieb sie, und nun müsse sie zum zweiten Mal erleben, wie ein ganzes System, an das sie geglaubt hatte, zusammenbricht. »Wie konnte so etwas passieren?«, fragte sie sich. Wie konnte sie sich nur immer wieder irren?

Nun war es Herta, die mir über Monate ihre Geschichte erzählte. Sie hatte bereits viel aufgeschrieben, aber wir sprachen auch miteinander. Am Ende stapelten sich Hunderte Seiten über den Mappen mit Ottos Erzählungen. Die Geschichten der beiden liefen von den

Zeitläufen her parallel. Und doch: Wie sehr unterschieden sie sich! So sehr, als hätten beide auf unterschiedlichen Planeten gelebt. Während Otto seine Erlebnisse mitunter fast im Stil eines Roadmovies beschrieb, waren Hertas Erinnerungen voller Reflexionen und Grübeleien.

Beide kannten einander nicht, waren sich nie begegnet. Auch ich führte sie nicht zusammen. Sie waren inzwischen auch schon alt, gingen beide auf die neunzig Jahre zu. Herta lebte in Cottbus, Otto in Berlin. Aber plötzlich hatte ich zwei Geschichten, die ich irgendwann einmal in einem Buch herausbringen wollte.

Sie enthielten spannende Fragen: Wie wurde man überhaupt Nationalsozialist? Und wie konnte eine junge Frau Nationalsozialistin werden, obwohl sie immer nur nach dem Guten, Wahren und Schönen strebte? Was waren überhaupt die Gründe für junge Leute, sich zu radikalisieren? Wie sah es im Widerstand gegen die Nazis aus und wie war es, wenn man die Konsequenzen tragen musste? Doch ich wusste nicht, wie ich das alles verknüpfen und die unterschiedlichen Stile der Erzählenden miteinander verweben sollte.

Papier ist geduldig und weitere Jahre vergingen. Die DDR war längst verschwunden. Ich drehte mich als Journalist in den Strudeln verschiedenster Ereignisse. Otto starb im Jahr 2000, wenige Tage vor seinem 98. Geburtstag. Herta starb 1999, mit 95 Jahren. Wir hatten irgendwann den Kontakt zueinander verloren. Die Geschichten im Schrank schlummerten weiter. Und aus dem jungen Journalisten von einst wurde irgendwann ein Sechzigjähriger.

Doch manche Geschichten wollen unbedingt leben. Irgendwann fiel mir beim Umräumen einer der Hefter aus dem Schrank und ich las mich sofort fest. Zu mir sprach jemand, der heute 120 Jahre alt wäre. Es wirkte so, als stünde er neben mir. Und da beschloss ich, den gesamten Stapel herauszuholen und zu einer Geschichte der beiden zu verarbeiten. Das Leben sollte selbst sprechen.

Im Grunde erzählen zwei unruhige, aufbegehrende junge Leute ihr Leben. Zwei Menschen, wie es sie auch heute gibt. Mit zutiefst menschlichen Eigenschaften – wenn man auch das Irren und Verirren als etwas sehr Menschliches ansieht. Eine wichtige Frage ist dabei aber immer: Welche Mitverantwortung hat man am Ende? Inwiefern muss man als Einzelner für das große Ganze mit einstehen?

Herta schüttelte »als alte Frau« oft den Kopf darüber, dass sie sich begeistern lassen konnte von völkischen und rassistischen Theorien, dass sie zur »gläubigen Nationalsozialistin« und Mittäterin werden konnte. Sie litt unter ihrem Irrweg, für den sie nach dem Krieg in den Internierungslagern Jamlitz, Mühlberg und Buchenwald büßen musste. Doch auch Otto hatte einen Weg hinter sich, zu dem Illusionen, Leichtsinn und ein allzu simples Menschenbild gehörten. Wie stand er zu den Irrwegen des Kommunismus?

Ich erzähle die Geschichten so, wie ich sie einst von den beiden gehört habe – mit allen Irrtümern und Ansichten jener Zeit. Mitunter scheint mir ein Kommentar oder eine Erklärung nötig. Ganz am Ende dieses Buches versuche ich eine kritische Einschätzung und erzähle auch, was die Erzählungen mit mir zu tun haben, einem Jungen, der in der DDR aufgewachsen ist. Damit soll meine gemeinsame Geschichte mit Otto und Herta ihren Schlusspunkt finden.

Torsten Harmsen

Hinweis: In den Erinnerungen tauchen Begriffe, Gedanken und Vorstellungen auf, wie sie in der beschriebenen Zeit typisch und weit verbreitet waren. Im Interesse der historischen Authentizität wurden sie nicht verändert. Man kann Geschichte nur aus der jeweiligen Zeit heraus betrachten.

Otto

erlebt das Kriegsende, schießt zum ersten Mal seine Pistole ab und hört eine seltsame Bitte, die er ablehnen muss

Endlich ging es dem Ende zu. Mehr als anderthalb Jahre hatte ich mich in Deutschland versteckt gehalten. Man fahndete nach mir. Ich war ständig unterwegs, quer durchs Land, von Quartier zu Quartier. Sogar eine Pistole trug ich mit mir herum, für den Fall, dass die Gestapo mich finden würde. Ich pendelte zu dieser Zeit mit meinem Fahrrad zwischen zwei Quartieren hin und her. Eines davon war eine christliche Jugendherberge in der Nähe von Hamburg. Die Herbergsleiterin war eine tolle, mutige Frau. Sie versteckte außer mir noch einen Deserteur. Aber das erfuhr ich erst später. Gegenüber ihren Kindern sollte ich immer sagen, dass ich in einem gesundheitsschädlichen Hamburger Rüstungsbetrieb arbeite und deshalb in gewissen Abständen einige Tage Erholungsurlaub nehmen müsse.

Über einen Verbindungsmann hatte ich zwei gute alte Kumpels wiedergetroffen, die auch illegal lebten: Georg und Addi. Wir planten, uns gemeinsam über Mecklenburg zur Roten Armee durchzuschlagen, und zwar von meiner Herberge aus. Wir wollten nicht in die Schlacht um Hamburg geraten. »Ich bringe noch ein paar Kumpels mit. Die wollen hier übernachten«, sagte ich der Herbergsmutter. Sie antwortete: »Das kann ich mir vorstellen. Kommunisten sind nie allein. Aber ich will gar nichts wissen, gar nichts hören. Hinten im Schuppen auf dem Heuboden könnt ihr euch niederlegen. Morgens bringe ich etwas zu essen.«

Doch aus unserer Flucht zu den Russen wurde nichts. Wir erfuhren, dass Hamburg kampfflos den Engländern übergeben werden sollte, und jeder zog sich wieder in sein Quartier zurück, nachdem wir verabredet hatten, uns bei Addi zu treffen, wenn die Engländer da sein würden. Als wir hörten, sie seien schon bei Lauenburg an der Elbe, radelten wir los. Auf dem Weg nach Hamburg hinein

sagte Georg plötzlich: »Wir müssen doch noch einmal unsere Dinger ausprobieren.« Jeder von uns hatte ja eine Pistole – für alle Fälle. Und so gaben wir zwischen zwei Dörfern jeder ein paar Pistolen-schüsse ab. Wir fuhren durch die Orte, in denen die Hitlerjungen und der Volkssturm lagen, viele Ältere darunter, die ganz trübsinnig herumhingen.

Addi hatte noch eine Flugblattaktion vorbereitet. In der Nähe von Ahrensburg sagte er: »Ihr wartet hier an der Chaussee. Ich fahre zu einem Freund und hole die Flugblätter ab.« Nach einer Weile kam er mit einem großen Packen auf dem Gepäckträger zurück, einige Hundert Flugblätter. Sie forderten den Volkssturm auf, zu kapitulieren und keine Widerstandsnester zu bilden. Damit wollte Addi mit uns nach Hamburg hinein. Auf der Chaussee Lübeck-Hamburg näherten wir uns Rahlstedt und sahen schon von fern, dass dort einiges los war. Motorräder und Autos standen auf der Straße. Uniformierte liefen umher. Kontrolle. Ich sagte: »Nein, da können wir nicht hin.« Dazu noch mit dem Packen Flugblätter auf dem Gepäckträger. Also schlugen wir uns nach rechts in ein Feld und radelten auf Umwegen nach Hamburg hinein. Dort warteten schon Genossen, die die Flugblätter übernahmen und weiterverteilten.

In meinem anderen Quartier, bei der Familie Semper in Rahlstedt, erlebte ich das Einrücken der Engländer. Wir saßen am Fenster und beobachteten die menschenleere Straße. Ein Volkssturmmann ohne Gewehr lief nach Hause. Alles war still, alle hatten sich verkrochen. Dann rollten die ersten Panzer ein.

Irgendwie mussten wir uns bemerkbar machen. Ein Kaufmann, den die Sempers kannten und der sich ausweisen konnte, wollte uns den Engländern vorstellen. Viele von ihnen verkehrten in einer bestimmten Kneipe. Die Wirtin flitzte ganz aufgeregt hin und her, um sie zu bedienen. Sie sagte: »Gott sei Dank sind die Engländer da und nicht die Russen!« Es saßen in der Kneipe vor allem Soldaten und Offiziere, die an vorderster Front gekämpft hatten. Und als die Wirtin zum wiederholten Male sagte, »Ach, wir sind ja so froh, dass Sie gekommen sind und nicht die Russen«, entgegnete einer, und es wurde übersetzt: »Was sagst du? Das sind unsere Kameraden, die gegen die Nazis gekämpft haben!« Einer trug an seinem Barrett Hammer und Sichel.

In dieser Kneipe also sammelten sich die Antifaschisten aus Rahlstedt. Wir waren insgesamt fünf Illegale. Oder besser, bis vor Kurzem noch Illegale. In der Nacht plünderten die Engländer einen Juwelierladen, demolierten eine Schnapsfabrik, besoffen sich und räumten aus dem Luftschutzkeller der Wirtin die Vorräte aus.

Wir meldeten uns im Rathaus, dem englischen Hauptquartier. Die Offiziere sagten: »Ihr seid die einzigen Widerstandskämpfer, die sich gemeldet haben.« Wir bekamen Ausweise, mit denen wir uns auch während der nächtlichen Ausgangssperre in der Stadt bewegen konnten. Wir berichteten alles, was wir wussten, gaben Adressen von Gestapo-Leuten an. Wenn wir Faschisten trafen, wollten wir sie umlegen. Das schworen wir uns. Aber bald kam dann schon die Parteiparole: Kein individueller Terror!

Untergebracht wurden wir in der großen Villa eines Offiziers in Wandsbek. Eines Tages kam eine Frau und wollte mich sprechen. Es stellte sich heraus, dass sie Haedge hieß und die Frau des einst für mich zuständigen Gestapo-Beamten war. Sie erzählte: »Mein Mann ist von den Engländern in Dänemark verhaftet worden und erwartet jetzt seinen Prozess. Können Sie nicht bei dem Prozess aussagen?«

Ich fragte, was ich aussagen solle. »Na, Herr ..., Sie sind doch lebend rausgekommen. Sie kennen doch meinen Mann. Er hat Ihnen doch geholfen!« – »Aha«, dachte ich, »daher weht der Wind.« »Hören Sie zu«, sagte ich, »wenn ich auch von Ihrem Mann nicht totgeschlagen worden bin, kann ich eine solche Aussage auf keinen Fall verantworten, wegen meiner Genossen und Mitgefangenen.« Frau Haedge war ganz verzweifelt: »Ich kann das überhaupt nicht begreifen. Mein Mann ist so ein Lieber. Wir haben zwei Kinder. Er hat nie etwas erzählt. Ich kann das alles gar nicht glauben, was erzählt wird.« Ich sagte: »Das glauben Sie mal. Das stimmt alles.« Ist das nicht interessant, Mensch?

Herta

wird aus einer Arztpraxis zum Verhör beim russischen Kommandanten geholt und gleich dabehalten

Eines Tages, im Januar 1946, wurde ich aus dem Labor der Cottbuser Arztpraxis, in der ich arbeitete, zum Verhör geholt. Ein Soldat sagte ruhig: »Sollen mitkommen zum Kommandanten.« Mit dem Motorrad ging's bei zwanzig Grad Kälte zum Schlossberg, am Flügel mit dem Amtsgericht vorbei, durch ein großes Tor, das sich wie von allein öffnete. Ein großer Hof. Eine kleine Tür. Ein kurzer Gang.

In einem dunklen Raum sah ich zuerst nichts als den großen Tisch. Man setzte mich an die eine Seite. An der anderen saß ein verhältnismäßig junger, blonder Offizier, zwischen uns der Dolmetscher. Ich muss zugeben, ich war neugierig auf das, was nun kommen sollte. Nicht ängstlich oder erschüttert oder ahnungsvoll. Ich spürte vor allem Neugier auf den russischen Kommandanten. Der erschien den meisten meiner Mitbürger als großer Schrecken: Er lasse Leute verschwinden, man wisse nicht, wohin, hieß es. Er horche aus, man wisse nicht, mit welchen Methoden. Er sei von unerbittlicher Strenge.

Sie rückten aufgeschlagene Papiere hin und her, legten Stifte zurecht, stellten Fragen nach Name, Vatersname, Geburtsdatum, Ausbildung, Beruf. Wollten nur knappe Antworten haben. Dann die längst erwartete Frage des Offiziers: »Waren Sie in der NSDAP?« Ich antwortete: »Ja, seit März 1933.« – »Warum?«, fragte der Offizier. – »Weil ich glaubte, der Nationalsozialismus sei gut und richtig für Deutschland.« – »Und wo haben Sie berichtet?«

Berichtet? Was sollte das? Ich sagte: »Als Schulleiterin regelmäßig an die vorgesetzte Behörde.« – »Nein, das interessiert nicht.« – »An die NS-Lehrerinnen-Zeitschrift habe ich Beiträge geschickt.« – »Das ist unwesentlich.« Was konnte ich sonst erwähnen? Mir fiel nichts anderes ein. Ich zuckte mit den Schultern. Sie stellten fest: »Aber an den Sicherheitsdienst, den SD!«

Ach so! Ich atmete direkt auf. Das war so nebensächlich und einige Jahre her, dass ich tatsächlich nicht mehr daran gedacht hatte. »Wie sind Sie dazu gekommen?« Mir rutschte heraus – ich weiß nicht warum, vielleicht um zu bagatellisieren: »Ich hatte ein Verhältnis mit dem Dienststellenleiter.« Ich wurde rot, obwohl das gar nicht stimmte. Der SD-Dienststellenleiter Grüner hatte mir zwar mal einen Kuss verpasst, sich aber nicht zu Weiterem getraut, und Weiteres wäre auch unmöglich gewesen. Der Offizier sprach, der Dolmetscher übersetzte: »Leutnant sagt, ist ja nicht mit Ihnen verheiratet. Können das ruhig sagen.«

»Wo haben Sie ihn kennengelernt?« Ich antwortete: »Bei Goebels.« Goebels hatten sich beide das Leben genommen. Ich konnte sie also erwähnen. Er war Landwirtschaftsrat, sie Leiterin der NS-Frauenschafter in Cottbus-Land. Ich erzählte, dass Frau Goebel mir einmal in ihrer Wohnung den SD-Dienststellenleiter Grüner vorgestellt und nachher für ihn um meine Mitarbeit nachgefragt habe. Sie habe damals gesagt, der SD sei ein Kontrollorgan, achte auf die Einhaltung und Reinhaltung des Nationalsozialismus, damit sich nicht fremde Interessen einschmuggelten – eigensüchtige oder feindliche. Dabei mitzuhelfen, hielt ich also für gut und nötig.

Der Leutnant ging hinaus, kam bald wieder, nickte, und man machte weiter. Wer auf der Cottbuser Dienststelle gewesen sei? Nun, zwei Mann. Grüner und der Zweite. Dessen Namen hatte ich vergessen. Es folgte die Frage, worüber ich berichtet hätte. Ich antwortete, dass ich Meinungen der Leute zu bestimmten Filmen und Ereignissen wiedergeben sollte, auch meine eigene. Dass diese Leute oft nur aus meinem Vater bestanden hatten, brauchte ich ja nicht zu erwähnen. Und irgendetwas auszusetzen war immer mal. Zum Beispiel ärgerte es mich oft, dass die Zeitungen so schlechte Fotos von Hitler brachten. Ehe man ihn so ungünstig, so unglaubwürdig darstellte, sollte man lieber gar keine Bilder bringen.

»Und wen haben Sie angezeigt?«, fragte der Leutnant. – »Warum? Niemanden! War denn der SD überhaupt die Dienststelle dafür?«, fragte ich mich. Das ging doch über die Gestapo. Ich erzählte dennoch, dass ich mal über den NSDAP-Kreisleiter geschimpft hatte. »Warum geschimpft?«, fragte der Leutnant. – »Weil er ein schlechter Nationalsozialist war!«, sagte ich. – »Vielleicht war er gerade ein guter im Sinne Hitlers.«

Ich horchte auf und registrierte etwas für mich völlig Neues: Sie meinten also mit einem »guten« Nationalsozialisten etwas ganz anderes als ich. Sie meinten nicht den, der sich einsetzen und opfern konnte für sein Ziel: die ewige Existenz des Volkes. Und ich meinte mit einem schlechten Nationalsozialisten denjenigen, der nur an Parteibefehle dachte und an Geld, der Berichte frisierte, um selbst gut dazustehen, der Erfolge verbuchte, wo keine waren, der nur die Zahlen der Versammlungen zusammenrechnete und nicht ihren Wert sah. So einer war der Kreisleiter gewesen. Ich hatte ihn darum als einen schlechten Nationalsozialisten gesehen. Ein guter oder schlechter Nationalsozialist im Sinne Hitlers? Gab es ein objektives Kriterium dafür?

Es geschah dann noch, dass mir ein Protokoll auf Deutsch vorgelesen wurde und ich ein russisch geschriebenes unterzeichnete. »Wir müssen Sie aber bitten, eine Weile noch bei uns zu bleiben«, sagte der Dolmetscher freundlich und höflich und begleitete mich hinaus. Ich kam in eine Zelle im gleichen Gebäude: ein kleiner, kahler Raum, eine Pritsche, eine Glühbirne, in der einen Ecke ein Schemel, in der anderen der Eimer. Immerhin kannte ich so etwas aus Romanen und Filmen. Es war also nicht bestürzend. Ich war müde und benommen. Gut, dass gegen Abend aufgeschlossen wurde und ein junges Mädels hereinkam. Groß, breit, blond, im Pelzmantel. Sie begrüßte mich, nahm meine Anwesenheit als etwas Selbstverständliches hin. Wir mussten uns die Pritsche teilen.

Sie hieß Maria, war Ukrainerin, Plätterin, als Fremdarbeiterin nach Deutschland verschleppt worden. Sie hatte in einer deutschen Familie mit Plätterei gearbeitet, und nun erwartete sie der Rücktransport. Vorher musste noch der Verdacht auf antisowjetische Tätigkeit geklärt werden. Wer bei den Deutschen überlebt hatte, war verdächtig. Maria weihte mich in alles ein, was man hier wissen musste: Tagesablauf, Verpflegung, Zelle sauber halten.

Den Tag über blieb ich allein, denn Maria arbeitete in der Wäscherei des Gefängnisses. Ich vertrieb mir die Zeit, indem ich alles aus dem Gedächtnis hervorkramte, was ich einmal gelernt hatte: Balladen, Gesangbuchlieder, Volkslieder, Goethe-Verse. Aber große Kraft hatten auch sie nicht. Alle Gedanken, die ich zusammenfügen konnte, waren Gedanken vergangener Zeit: leer, nur Zeitvertreib. Irgendwann holten sie dann Maria ab, und ich sah sie nicht wieder.

Bald steckten sie eine kleine, alte Frau in die Zelle. Sie war freundlich und bescheiden. Sie erzählte mir, dass sie und ihr Mann in Lübbenau ein kleines Häuschen hätten. Ihr Mann sei zum Volkssturm eingezogen worden. Als der Zusammenbruch nahte, habe sie seine Waffe im Garten vergraben. Nachbarn hatten das bemerkt und sie angezeigt. Am nächsten oder übernächsten Tag wurde sie hinausgerufen und sagte kläglich Lebewohl, weil sie das Schlimmste befürchtete. Später erfuhr ich dann, dass man sie nach Hause entlassen hatte.

Die als nächste zu mir in die Zelle kam, war jung, klein, zierlich, dunkel. Eine Rumänin aus Bessarabien. Ich habe viel von ihr gelernt. Auch wie man Läuse knackt. Sie blieb nur kurze Zeit. Dann kam Karla aus Lübbenau, ein junges Mädchen. Nun hatte ich wieder eine Aufgabe. Ich hatte eine Jüngere zu betreuen, anzuhören und zu trösten. Immerhin war ich Lehrerin gewesen. Karla weinte oft, aus Sehnsucht nach Zuhause, aus Ärger und Kummer über ihr Hiersein und Entsetzen über das Verhör, bei dem man sie geschlagen hatte. »Die behaupten, ich habe für den SD gearbeitet«, sagte sie. Aber das habe sie nie, niemals. Irgendjemand habe sie angezeigt, vielleicht um ihr eins auszuwischen.

Am 5. Februar frühmorgens kam Unruhe auf. Wir mussten antreten. Beim Direktor wurden die Sachen ausgegeben, die man beim Einzug in die Zelle abgegeben hatte. Alle mussten ins oberste Stockwerk, in die frühere Kapelle. Wir waren nur Frauen. Es gab etwas zu essen, dann mussten wir warten. Hinunter auf den Hof. Es war eisig, klirrend kalt. Endlich kamen Lastwagen. Wir kletterten hinauf. Auf das Sachenbündel gesetzt, eine dicht bei der anderen. Karla immer neben mir. Decke über Kopf und Schultern.

Die Wagen fuhren hinunter in die Stadt, über die Spreebrücke, dann hinaus aus der Stadt. Wir sahen hinaus nach den Leuten auf der Straße. Ich entdeckte kein bekanntes Gesicht. Das war gut. Einige warfen Zettel mit Nachrichten für Angehörige hinaus. Ich war nicht auf diesen Gedanken gekommen. Die Fahrt ging über Peitz und Lieberose. Irgendwo Halt. Auf einer Chaussee. Auf der einen Seite standen große Robinien, auf der anderen war unter Kiefern ein Zaun mit einem Tor. Der Zaun reichte weit. Warten vor dem Tor. Dann führte man uns hinein. In das Lager Jamlitz. Den Namen kannten wir damals noch nicht.

Otto

wächst als Junge in Hamburg auf und gerät als Jugendlicher in ziemlich aufmüpfige Kreise

Geboren wurde ich an einem Julitag 1902 in Billbrook, einem kleinen Ort am Rande Hamburgs. Der Fluss Bille trennte unseren Ort von Schiffbek, einem Arbeiterbezirk. Unser Haus stand direkt am Fluss. Im Erdgeschoss lag die Werkstatt meines Vaters, daneben unsere Wohnung. Mein Vater hieß William und arbeitete als selbstständiger Sattlermeister, man sagte auch »kleiner Krauter«. Als Matrose war er bis nach Afrika gekommen. Dann hatte er Maria, eine Bauerstochter aus Schleswig-Holstein, kennengelernt und sich in Billbrook niedergelassen. Mutter führte den Haushalt und half dem Vater bei den Geschäften. Der flickte das Pferdegeschirr für die Bauern in den Dörfern der Umgebung. Manchmal nahm er mich auf seinem Fuhrwerk mit zu den Bauernhöfen. Wir fuhren durch die flachen Marschlande mit ihren Feldern und großen Wiesen.

Mein Vater war sehr liberal, tolerant und kunstinteressiert. Meine älteren Schwestern Selma, Olga und ich wurden frei erzogen und durften uns viel erlauben. Als ich elf war, übernahm ein strammer, diensteifriger Stadtpolizist die Aufsicht über unseren Ort. Er hieß Posekat und hatte unseren gemütlichen Landgendarmen abgelöst, denn unser Städtchen Billbrook gehörte seit Kurzem zu Hamburg. Ich war damals klein, pummelig und hatte einen hellblonden Bürstenschnitt. Mit meinen Schulfreunden Franz und Karl zog ich durch die Gegend. Wenn wir Posekat mit seinem Köter sahen, versteckten wir uns und riefen »Putz die Katz«. Das hieß so viel wie: »Jag' die Katze.« Posekat war natürlich überhaupt nicht begeistert, dass wir seinen Namen verunstalteten. Er versuchte uns bei irgendeiner schlimmen Sache zu erwischen.

Eines Tages war es soweit, zu Ostern 1914. Er überraschte uns, als wir im Graben am Rande eines Feldes Gras zusammentrugen und Streichhölzer hervorholten, um den Haufen anzuzünden. Als ich

das erste Holz anriss und die Flamme an den Grashaufen halten wollte, stürzte Posekat mit seinem Köter aus der Deckung hervor. Wir schrien »Putz die Katz!«, ich ließ die Streichhölzer fallen, und wir rannten davon, quer übers Feld zur nahen Eisenbahnlinie. Erst als wir beim Bahnhof waren, hielten wir an und keuchten.

Der Polizist war unterdessen nach Billbrook zurückgetrottet, um uns aufzulauern. Als wir uns sicherer fühlten, gingen auch wir zurück. Der große sommersprossige Karl lästerte: »Putz-die-Katz wird zu Hause sitzen, und seine Alte wird ihm ein Fußbad machen, weil ihm die Beine wehtun.« Wir spähten über Straßen und Felder, ob er nicht irgendwo zu sehen war. Wir hatten nicht damit gerechnet, dass er im Garten eines Bekannten hinterm Zaun lauerte. Gerade als wir vorbeiliefen, stürzte er durch das Tor und ergriff ausge-rechnet mich, während die anderen wie der Wind flüchteten.

Posekat packte mich brutal an den Armen und fesselte meine Handgelenke mit der Hundeleine auf dem Rücken, sodass mir fast die Hände erstarben. »Ab geht's!«, sagte er und versetzte mir einen kräftigen Puff. Ich trottete am einen Ende der Leine, der Hund am anderen. Als wir auf dem Weg zu unserem Haus an einer Fabrik vorbeikamen, hörte ich die Arbeiter murren: »So ein kräftiger Kerl hat Angst vor so einem kleinen Jungen!« Posekat war es wohl peinlich, er löste die Hundeleine und führte mich am Kragen weiter.

Meinem Vater fiel vor Schreck beinahe das Werkzeug aus der Hand. »Was hast du getan? Einen Brand gelegt?«, fragte er, und er wurde knallrot vor Ärger, wohl vor allem darüber, dass sein Sohn so dumm war, ihm die Polizei ins Haus zu schleppen. Als Posekat und sein Köter befriedigt von dannen gezogen waren, machte er mich zur Schnecke, wie ich es bis dahin bei meinem ruhigen, gutmütigen Vater noch nicht erlebt hatte. Ich war tief gekränkt, bebte, heulte und stieß empört hervor: »Putz-die-Katz lügt. Wir haben gar keinen Brand gelegt. Wir wollten doch nur ein Osterfeuer machen!«

Mein Vater war auf einen Schlag ruhig. Ein Osterfeuer! Na klar! Jedes Jahr zogen die jungen Leute hinaus auf die Felder und brannten ihre kleinen Osterfeuer ab. Den Bauern kam dieser Brauch, der auf dem Lande verbreitet war, sogar gelegen, weil er dafür sorgte, dass ihre Gräben sauber wurden. Der Stadtpolizist Posekat konnte diese Sitte natürlich nicht kennen.

Ich aber fand es himmelschreiend ungerecht, was er mit mir gemacht hatte, und ich sagte schluchzend: »Putz-die-Katz hat mich sogar mit der Hundeleine gefesselt und mich durch die ganze Stadt getrieben. Jeder hat's gesehen.« Mein Vater haute mit der Faust auf den Werkstatttisch, sodass die Zangen, Messer und Ahlen umherhopsten. Und dann schimpfte er: »Das sind ja nette Methoden, die hier einziehen! Kinder wie Schwerverbrecher zu behandeln. Na, der soll mir noch mal übern Weg laufen ...«

Und er lief ihm übern Weg. Posekat besaß nämlich ein Pony und kam einige Tage später, um sich das Zaumzeug von meinem Vater machen zu lassen. Der empfing ihn frostig: »Sie kommen hier so einfach wieder an? Sie glauben doch nicht, dass Sie sich an meinem Sohn vergreifen können, und nach ein paar Tagen ist alles wieder vergessen. Für Ihr Pony können Sie sich einen anderen Sattler suchen!« Wortlos, verblüfft verließ Posekat den Laden. Ich war ungeheuer stolz auf meinen Vater.

Wenige Monate danach schien alles, was bis dahin geschehen war, völlig unwichtig zu sein. Wir lebten im Jubel. Die Kriegsbegeisterung des Augusts 1914 hatte auch mich und meine Freunde in der Schule gepackt. Wir waren alle Patrioten. Auf den Eisenbahnwagen, mit denen die Soldaten in den Krieg fuhren, standen Sprüche wie: »In der Nacht, wenn die Liebe erwacht, kriegen die Franzosen ihre Tracht« oder »Sonntagabend in Paris – Witwenball mit Franzosen-gulasch«. Für jeden der bald Schlag auf Schlag folgenden Siege gab's an der Schule eine Feier und obendrein frei. Wenn ich jubelnd nach Hause kam, verdarb mir mein Vater die Laune, indem er knurrte: »Wart's ab! Die Feierei ist bald zu Ende!«

Irgendwann gab's dann keine freien Tage mehr. Im Winter 1916 entdeckten wir, was für tolle Dinge man mit Kohlrüben anstellen konnte. Meine Mutter zerschnippelte, kochte, trocknete und zermahlte die Rüben. Alles wurde daraus gemacht: Suppe, Brot, Mittaggerichte, sogar Pudding. Ansonsten gab's nicht viel zu beißen. Nachts stürmten die hungernden Hamburger die Billbrooker Vorratsmieten, räumten die letzten Kartoffeln, Möhren und Kohlrüben aus. Unserem Vater gelang es, für das Flicken von Pferdegeschirr bei den Bauern hin und wieder etwas einzutauschen. Er bekam Roggen, den meine Mutter durch die Kaffeemühle jagte, und so hatten wir dann auch wieder einmal richtiges Brot.

Eines Tages kam unser stattlicher Geografielehrer Krause in die Klasse unserer Billbrooker Volksschule, entrollte die Karte und sagte: »Heute wollen wir über unsere Kolonien in Afrika sprechen.« Der Witz an der Sache war, dass uns diese Kolonien gerade eine nach der anderen flöten gingen. Ich dachte: Na, mal sehen, was nun kommt. Deutsch-Südwestafrika, Kamerun und andere Kolonien hatten schon lange kapitulieren müssen, doch Krause tat so, als habe sich nichts geändert. Er erklärte uns, warum das Kaiserreich diese oder jene Gebiete brauche. Wir schoben Zettel hin und her und entwarfen flüsternd einen kleinen Jux.

Als erster meldete ich mich. »Bitte, Otto!«, sagte Krause. Ich stand auf, wie es vorgeschrieben war, und sagte: »Herr Lehrer, Südwestafrika brauchen wir doch ganz dringend!« Krause antwortete: »Ja, sicher, Otto. Aber wo ist denn da die Frage?« Karl meldete sich, stand auf, streckte seinen Arm zur Karte aus und fragte: »Und das da brauchen wir doch auch ganz dringend, Herr Lehrer?« Der Zeigestock des Lehrers umkreiste die Stelle, auf die Karls Finger zeigte, und landete bei Kamerun, das längst von den Ententemächten besetzt war. Franz meldete sich und zeigte auf Togo. »Und das brauchen wir auch, nicht wahr?« Togo gehörte schon seit Kriegsbeginn nicht mehr dem Kaiserreich. Krause wusste nicht, wie ihm geschah. Die Jungen waren ja ganz außer Rand und Band. Und als ich dann noch mit dem Finger in die Wüste piekte und erklärte »Und das brauchen wir sicher auch ganz dringend, nicht wahr, Herr Lehrer?«, fuhr sein Zeigestock durch die Luft. »Schluss jetzt! Ihr wollt mich wohl veräppeln!« Damit hatte er recht.

Und es kam der Tag, an dem mich meine vier Jahre ältere Schwester Selma, die schon in der Lehre war, fragte, ob ich nicht am Sonntag mal mitkommen wolle, um mich mit ihren Freunden zu treffen. Eigentlich verspürte ich gar keine Lust, in einem Kreis von Zwanzigjährigen rumzusitzen. Aber schließlich ließ ich mich mit dem Hinweis auf jüngere Geschwister überreden. Wir kamen in einer kleinen Wohnung im Stadtzentrum an. Ich war befangen, aber das verflog, als ich merkte, dass Selmas Freunde mich in ihrer Runde ganz selbstverständlich aufnahmen. An zwei von ihnen kann ich mich besonders gut erinnern, zwei junge Männer, die reklamiert waren, also nicht an die Front mussten. Ihre Betriebe brauchten sie dringend. Der eine – Batty – arbeitete als Meister auf

einer kriegswichtigen Werft, der andere – Möller – als Angestellter.

Möller las aus der *Leipziger Volkszeitung* vor und daraufhin wurde laut und wild diskutiert. Ich fand den Ton dieses Blattes unerhört. Und auch noch andere Schriften dieser Leute, sogenannte Linke oder auch Spartakisten, wurden vorgetragen. Hier habe ich noch ein Zitat: »Wir haben erlebt, wie die schillernden Seifenblasen der Demagogie zerplatzten, die Narrenträume des August verflogen, wie statt des Glücks Elend und Jammer über das Volk kamen; wie die Tränen der Kriegswitwen und Kriegswaisen zu Strömen anschwellen; wie die Erhaltung der Dreiklassenschmach, die verstockte Heiligsprechung der Viereinigkeit: Halbabsolutismus – Junkerherrschaft – Militarismus – Polizeiwillkür zur bitteren Wahrheit wurde. Durch die Erfahrung sind wir gewarnt – alles lernen, nichts vergessen!«

Ich verstand bei Weitem nicht jedes Wort, doch ich spürte: Jedes einzelne war gefährlich. Und das imponierte mir sehr. »Wie lange noch sollen die Glücksspieler des Imperialismus das Volk missbrauchen?« – das hieß: Mit dem Krieg sollte Schluss sein, und zwar sofort. Und dann sollte alles ganz anders werden.

Ich traf mich nun öfter mit den jüngeren Geschwistern von Selmas Freunden, kleidete mich salopp, ließ mir die Haare länger wachsen und kämmte sie nach hinten. Ich lernte, Mandoline zu spielen. Während in Frankreich die Wälder brannten, zogen wir durch die deutschen Wälder, um frei zu sein. Bürgermädchen waren dabei, die sich nicht mehr ins Korsett zwängen wollten, wie ihre Mütter es taten. Jungen wandten sich von ihren Vätern ab, liefen mit offenen Hemden und sogenannten Schillerkragen umher, statt den steifen »Vatermörderkragen« zu tragen. Wir deklamierten Gedichte, sangen Lieder. Alkohol und Zigaretten waren verpönt. Auch ich habe bis zu meinem zwanzigsten Lebensjahr keinen Alkohol getrunken und nicht geraucht. Danach dann umso mehr.

Bald sollte meine Zeit an der Billbrooker Volksschule zu Ende gehen, und ich hatte noch immer keine Lehrstelle. Meine Eltern fragten mich, was ich denn nun werden wolle. Ich dachte nach. Seit Jahren malte ich, war darin der Beste in der Klasse. An den Wochenenden zeichnete ich viel: alte Bäume, den Schuppen, die Eisenbahnbrücke in der Nähe des Hauses. Selma und Olga schwärmten vom

Maler Heinrich Vogeler und der Künstlersiedlung Worpswede bei Bremen. Der Kunstsinn lag also in der Familie.

»Ich will Kunstmaler werden«, sagte ich. Die ganze Familie lachte. »Ja, mein Junge, da musst du doch erst mal einen Beruf haben«, erwiderte mein Vater. »Da gehört 'ne Schule zu und was weiß ich.« Also überlegte ich, vielleicht Kunstschlosser zu werden. Wenn schon ein Handwerk – dann das. Na ja, was soll man sagen, ich kam aus der Schule und hatte immer noch nichts. In Hamburg gab's eine sogenannte Fortbildungsschule für junge Menschen, die noch nicht in die Lehre gingen. Dort hatte man neben Deutsch und Rechnen auch andere Fächer wie Zeichnen, Modellieren und Ähnliches mehr. Dort ging ich erst mal hin.

Es wurde Sommer. Immer noch keine Lehrstelle! Da erinnerte sich mein Vater, dass er mal einen Mann kennengelernt hatte, dessen Firma im Auftrag verschiedener Hamburger Theater Kulissen malte. »Mensch!«, sagte mein Vater, »vielleicht wäre das etwas.« Er fragte bei der Firma an und erhielt zur Antwort, dass ich es doch mal beim Deutschen Schauspielhaus versuchen solle. Dort gebe es Lehrstellen für Bühnenmaler. Mein Vater fragte nun dort an und hörte, dass ich mich vorstellen dürfe. Ich sollte Arbeiten mitbringen, die ich gemacht habe. Ich ging dann also dorthin ins Deutsche Schauspielhaus, die blätterten in meiner Mappe und sagten: »Ja, wir wollen es mal versuchen.« Gemeinsam mit einem Mädchen begann ich im August 1917 meine Lehre als Bühnenmaler. Die Atmosphäre in dem großen Theateratelier fesselte mich sofort. Ein künstlerischer Beirat, von einem Meister geleitet, entwarf die Bühnenbilder. Malergesellen setzten die Entwürfe um. Es gab auch Näherinnen für die Dekorationen.

Und dann kam der November 1918. Ich lernte nun schon über ein Jahr im Theateratelier. Eines Tages kam plötzlich einer der Malergesellen, der etwas in der Stadt zu tun gehabt hatte, ins Atelier gestürzt und stammelte aufgeregt, dass in Kiel die Kriegsflotte gemeutert habe. Es ging los! Die Gesellen liefen zusammen. Obwohl die Regierung eine Nachrichtensperre verhängt hatte, brachten Boten die Nachricht in alle Hafenstädte. Um zu verhindern, dass Regierungstreue gegen Kiel in Marsch gesetzt wurden, bemächtigten sich die Aufständischen des Hafens und der ankernden Torpedoboote.

Uns hielt nichts mehr im Atelier. Wir liefen zum Hafen, um zu schauen, was dort los war. Doch alles schien ruhig. Kein Lärm, keine Schießerei. »Wo war die Revolution?«, dachte ich. An den Elbkais schaukelten die Torpedoboote. Ein paar rote Fähnchen flatterten. Das Rathaus und die Verwaltungshäuser waren zwar besetzt, aber das wirkte auch nicht besonders aufregend. Ein paar Matrosen mit roten Armbinden standen dort herum. Das Gewerkschaftshaus war der Sitz eines neu gebildeten Arbeiter- und Soldatenrates geworden.

An einem dieser Tage sagte meine zwei Jahre ältere Schwester Olga: »Mensch, heute ist im Gewerkschaftshaus eine große Versammlung. Da müssen wir hin!« Wir kamen am Haus des Arbeiter- und Soldatenrates an. Vor dem Gebäude standen jetzt Kanonen. Eine Menge drängte sich am Portal. Matrosen und Arbeiter mit Karabinern rauchten und lachten. Wir mischten uns unter die Leute, als plötzlich ein Matrose uns den Weg verstellte und lachend sagte: »Na, ihr Lütt'n. Wat wollt ihr denn hier? Blievt mal beter to Huus!« Wir durften nicht hinein. Ich war zutiefst enttäuscht und wütend. Vielleicht wirkte ich zu jung, so klein wie ich war. Ich zog meine Schwester fort und schimpfte: »Wir sind nicht richtig organisiert. Das ist es! Wir können nicht richtig mitmachen, wenn wir in keiner Gruppe sind!« Und ich nahm mir fest vor, mich nun endlich zu organisieren.

Herta

erlebt ihre Kindheit in Berlin, mitten in einer kleinbürgerlichen Welt voller Vorurteile

9. November 1918 in Berlin. Wir waren alle, die gesamte Familie, in einer Vorderstube und sahen vom Fenster aus viele Menschen über den Strausberger Platz ziehen. Ungeordnet, in losen Schüben, als ob sie Feierabend machten. Aber manche sangen, und einige rote Fahnen waren dabei. Wir erinnerten uns an Gerede über Streiks und die Sozis, die nicht mehr mitmachen wollten. Mutter fiel ein Bild aus ihrer Kinderzeit ein, das dem hier ähnelte: Nach dem Sozialistengesetz sei es gewesen, da hätten sie auch aus dem Fenster Menschenmengen über den Strausberger Platz ziehen sehen, und Schutzleute zu Pferde seien mit gezogenem Säbel in die Menge hineingeritten.

Ich, gerade fünfzehn Jahre alt, saß auf der Lehne von Vaters Schreibtischstuhl. Vater stand in der Nähe, ruhig wie immer, und ich fragte ihn: »Was wollen die Menschen?« Er: »Das Dreiklassenwahlrecht abschaffen und allgemeine gleiche Wahlen.« Ich: »Wäre das besser?« Er: »Ich glaube, ja.« Ich: »Was ist das für ein Unterschied.« Er erklärte mir, dass beim Dreiklassenwahlrecht die Stimme eines Bürgers mit Geld mehr wiege als die eines Mannes ohne Geld. Damit konnte ich nichts anfangen, denn unser Geschichtsunterricht kam nicht über 1870 hinaus. Geld und Vermögen waren verschwommene Begriffe.

Bald gab es viel zu erleben. Am Strausberger Platz fielen Fliegerbomben, »Fliegerpfeile«, aber man konnte dennoch einkaufen gehen, zu bestimmten und kurzen Zeiten. Ich erinnere mich an eine Stacheldraht-Absperrung an der Palisadenstraße, durch die man hindurchkroch, wenn man in den östlichen Teil der Strausberger Straße wollte. Eine Mine zerschoss ein Haus schräg gegenüber, die Straße war mit den Splittern aller Fensterscheiben bedeckt. Von der Mine wusste ich nur, dass sie aus den Gärten der Häuser zwischen Elisabeth- und Kaiserstraße kam, ausgerechnet von dort, wo Käthe wohnte, eine meiner besten Freundinnen. Und als wir einmal aus

dem Haus traten, weil ich meinen Vater begleiten wollte, der aus einem wichtigen Grund ins Amt musste, krachte ein Schuss in die Wand über der Tür. Der Schreck saß mir noch lange in den Gliedern.

Nachts hörte man alle Geräusche der Straße, Uhrenschlagen, Kinderweinen, auch die Schritte von Soldaten, die auf den Splintern knirschten. Die wirkten beruhigend. Es hieß, das seien Soldaten der Marinebrigade Ehrhardt, die hätten wieder Ordnung geschaffen. Diese Ordnung schien allen wichtiger zu sein als politische Parteilung. Selbst Frau Fengler, eine linke Sozialdemokratin, gehörte zu den Frauen, die am Tage den Soldaten Kaffee in den Hausflur brachten.

Ich kann die einzelnen Bilder meiner Erinnerung nicht mehr mit den historischen Geschehnissen zusammenfügen. Welche gehörten zum Matrosenaufstand, welche zum zwei Jahre später stattfindenden Kapp-Putsch? Wir erlebten die Ereignisse nur aus unserer persönlichen, beschränkten Sicht, teils verärgert, teils amüsiert. Natürlich liefen mein Bruder Gerhard und ich auch zum Lustgarten, hörten Reden und begeisterten uns am »Nie wieder Krieg!«. Aber was sind Begeisterungen? Wie lange halten diese an?

Wir waren auch Unter den Linden, als die Truppen aus dem verlorenen Weltkrieg heimkehrten. Kein Einzug mit klingendem Spiel und Siegesfahnen, aber alle im Gleichschritt und mit Transparenten »Friede und Brot«, und das jedenfalls klang gut. Die Namen Liebknecht und Luxemburg, der radikalen Revolutionsführer der Linken, sagten uns nichts. Der Landwehrkanal, in dem ihre Leichen gefunden wurden, machte sie romantisch. In der Schule ging man an all den Ereignissen vorbei.

Mein Vater hatte 1894, achtzehnjährig, beim »Magistrat hiesiger Königlichen Haupt- und Residenzstadt« als »Supernumerar« angefangen. 1903 war er dann schon »Magistratssekretär auf Lebenszeit« mit einem Jahresgehalt von 2300 Mark, also ein gut bestallter Beamter. Wir wohnten in einer Vier-Zimmer-Wohnung. 1903 wurde ich geboren, 1905 mein Bruder Gerhard. Wir wuchsen auf »im Schoße der Familie, umhegt von der Liebe der Eltern«. Wir hatten ein kleines Kinderzimmer, das war aber nur zum Spielen da. Geschlafen wurde im elterlichen Schlafzimmer. Dann gab es noch ein Wohnzimmer, Vaters Zimmer und das kleine von Else, dem guten Geist

unserer Familie, für die wir niemals die Bezeichnung Dienstmädchen nutzten. Sie war 14-jährig aus einem Waisenhaus in unseren Haushalt gekommen.

Vater kam zum Mittagessen pünktlich nach Hause, anschließend machte er seinen Mittagschlaf, und alles musste ruhig sein. Dann fuhr er wieder zur Arbeit, und wenn er nach 16 Uhr wieder zurückkam, setzte er sich oft an den Schreibtisch und bearbeitete, was der Aktenwagen inzwischen abgeladen hatte. Da musste wieder alles ruhig sein. Er rauchte auch mal eine kleine Zigarre, sah lächelnd seinen Kindern zu, las gern ein gutes Buch und ging hin und wieder mit seiner Frau ins Theater, trank gern mal ein Glas Bier, sonntags auch mal ein Glas Wein. Zu Festtagen kamen Verwandte.

Im Wesentlichen war unser Kinderleben geprägt durch die unbedingte Autorität der Eltern. Sie bestimmten, was man aß, anzog, unternahm, spielte, auch mit wem man spielte. Da gab es keine Frage und keinen Einwand unsererseits. Das war für uns selbstverständlich. Die Schule erweiterte nur den Kreis der unbedingten Autoritätspersonen. Es galt sogar, was der Hausmeister – damals hieß er Schuldiener – sagte. Wesentlich war auch, dass die Mutter ihre Kinder, namentlich die Älteste, also mich, nicht verwöhnte und nicht lobte. Sie wollte wohl verhindern, dass sie eingebildet würden. Gute Zensuren, fehlerfreie Schularbeiten, nett geschriebene Briefe, etwa an einen der Onkel, eine hübsch angefertigte Handarbeit, eine gut gelungene »Vorführung« zu Haus, das waren Selbstverständlichkeiten. Falsch Gemachtes wurde allerdings bemerkt und getadelt.

Meine Mutter war eigentlich eine lebhaftere, impulsive Frau. In ihrer Kindheit war sie von allen Ängsten und Sorgen ferngehalten worden, denn ihr Vater lebte als Rentier, der die Zinsen eines Vermögens aufzehrte. Im Gegensatz zu ihm hatte meine Mutter Sinn für alles, was nicht mit Geld zusammenhing, für Schönes, Lebendiges. Doch sie war schließlich – wie konnte es anders sein – allen Gedanken und Vorurteilen dieser Zeit verhaftet. Sie heiratete, bald nachdem ihre liebevolle, warmherzige Mutter gestorben war, einen sehr braven, ruhigen Mann. Bereitwillig ordnete sie sich ihm unter.

Draußen in der Natur verwandelte sich meine Mutter. Dort hat sie meinen Bruder und mich mit ihrer Freude am Sehen zum Beobachten und Entdecken gebracht. Sie wollte anders sein, wollte ler-

nen. Durch neue pädagogische Literatur, die in Vaters Bücher-schrank stand, war sie zu mancher guten Einsicht gekommen. Ich erinnere mich an Titel wie »Antworten auf Kinderfragen« oder »Wie erziehe ich meinen Sohn Benjamin?«. Daraus erwarb sie sich einige feste Vorstellungen: Die Heranbildung einer Persönlichkeit geschieht durch die Führung einer sicheren Autorität; Kinder sind nicht Eigentum der Eltern, sondern sie gehören sich selbst; die Eltern sollen nicht die Herren, sondern Freund und Kamerad sein. Das Freund-sein-Wollen hat meine Mutter in ihrem Leben immer wieder erwähnt. Aber es war nur angelesen. Es gehörte nicht in das Weltbild, das sie geprägt hatte.

Wen ich nach Beispielen für feste Urteile suche, die ich in der Kinderzeit aufnahm, meist von meiner Mutter, dann fallen mir folgende ein:

- Kinder spielen nicht auf der Straße.
- Ein gebildeter Mensch spielt nicht Karten.
- Man lässt sich nicht küssen, ohne verlobt zu sein.
- Man spricht nicht über Schlafzimerangelegenheiten.
- Man zieht ein Hemd nicht links herum an.
- Wer Schulden macht, taugt nichts.
- Wer Kartoffeln auf dem Teller mit dem Messer schneidet, ist ungebildet.
- Ein Akademiker gilt mehr als ein Arbeiter oder kleiner Beamter.
- Italiener sind freundlich, aber liederlich.
- Franzosen sind eitel und heimtückisch.
- Spanier sind charmant, aber faul.
- Die Arbeiter haben wenig Geld, weil sie viel vertrinken und zu viele Kinder in die Welt setzen. Ihre Frauen können nicht kochen, und die Kinder bekommen statt eines ordentlichen Frühstücks bequemerweise eine Semmel oder eine Schnecke.
- Die Arbeiter haben keine Ideale, denken nur an Essen und Trinken, gehen nicht »mit Gott für Kaiser und Vaterland«.

Nach Ostern 1910 kam ich ins Margareten-Lyzeum in der Ifflandstraße. Ich erinnere mich, dass wir auch dort nicht viel über das wirkliche Leben erfuhren. Zum Beispiel über die Welt der Arbeiter, über Not und Armut. Wir blieben in unseren Kreisen, verließen nie unser Milieu. Besonders stark wirkten die Vorurteile im sexuellen

Bereich. In unserer Straße gab es eine kleine Kneipe, mit Eingang vom Hausflur her. Draußen hing eine rote Laterne. Sie sah nach Lampion und Kinderfest aus. Ich fragte Mutter: »Warum ist da eine rote Laterne dran?« Sie sagte: »Das ist ein Zeichen für Damenbedienung«. Damit basta. Ich wunderte mich: Ist doch egal, wer da bedient. Warum muss man das unbedingt so anzeigen?

Etwa im zweiten Schuljahr spielten wir, vier Schulfreundinnen, mit unseren Puppen Familie. Einen Vater gab es dabei nicht. Der war überflüssig. Als wir überlegten, wie die Kinder aus dem Bauch der Mutter herauskämen, kamen wir auf die seltsamsten Erklärungen. Grete B. meinte, da sei doch ein dunkler Strich vom Bauchnabel abwärts, an dem platze der Bauch auf. Zum Gruseln.

Etwa im vierten Schuljahr nahm der gute alte Professor Fröhlich im Religionsunterricht die Weihnachtsgeschichte durch. Er las vor: »... und sie war schwanger.« Da meldete sich die kleine Ruth, das jüngste von sechs Kindern eines Apothekers: »Was is'n schwanger?«, fragte sie mit großartig gespielter Naivität. Und wir kicherten, als der arme Mann nun aussprechen musste, was man doch nicht aussprach und worüber man nicht einmal mit der Mutter geredet hatte. Diese brachte es nicht einmal fertig, über eine Katze, die Junge bekommen sollte, zu sagen, sie sei »trächtig«. Es gab zu viele Hemmungen und Tabus. Und das sollte noch so manchen Schaden anrichten, wie ich später am eigenen Leibe erfuhr.

Wenn die Jahreszeit nicht zum Rausfahren geeignet war, machte Vater mit uns – Gerhard und mir – am Sonntag manchmal einen Stadtbummel. Im Alten Museum bestaunten wir die ägyptischen Mumien, in der Nationalgalerie die Bilder von Menzel. Unter den Linden gab es das Aufziehen der Wache zu sehen. Am Schloss erzählte uns Vater von der einzigen Ohrfeige, die er einst von seinem Vater bekommen hatte. Er war 1888, zwölfjährig, freudig und aufgeregt aus der Schule gekommen und hatte gerufen: »Wir haben schulfrei, der Kaiser ist tot!« Patsch, bekam er eine Ohrfeige.

Was mir aus der Schule außer manchen Frechheiten in Erinnerungen blieb, das sind: Gedichte aufsagen, gute Zensuren, bei Schulfeiern auftreten, Fleißkärtchen sammeln (vom Tierschutzverein herausgegeben) und die Vivatbänder im Jubiläumsjahr 1912, hundert Jahre nachdem preußische Generäle sich gegen Napoleon erhoben hatten. Die Gedichte handelten in den ersten Jahren von Blu-